

In freier Stunde

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyd

(14. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright 1934 by Koehler & Amelang GmbH., Leipzig.

Abends, als Gough Island längst hinter dem schäumenden Kielwasser des Fischdampfers im Westen versunken war, fand Follert den Wilden auf dem Vorschiff schlafend. Er lag auf dem tausendmal gepeitschten Widderfell; er hatte sich das Kindermützchen unter den zerzausten Kopf geschoben und hielt sich mit dem bunten Frauenkleid zugebedt: so schlummerte er auf seinem Leid und hüllte sich in seine Erinnerungen. — Follert tastete behutsam den Rucksack von außen ab; er konnte das Körbchen, den Spiegel, die Bilder und etwas Weiches fühlen, was wohl Frauenwäsche war.

Mehr hatte der Flüchtling nicht mitgenommen.

Eine kleine Woche später erregte auf den breiten, blanken Straßen von Kapstadt ein merkwürdiger Mann erhebliche Verwunderung, — ein Mann, der da barhäutig und langbärtig, barfüßig und nackt, im übrigen aber lederbehaftet sich zwischen der eleganten Welt der südafrikanischen Metropole dahinbewegte und starr geradeaus schaute.

Erst als die Kinder sich wie ein Bienenschwarm an den wüstenpredigerhaften Fremdling hängten, gelang es einem seiner beiden Jünger und ständigen Begleiter, ihn zur Anlegung eines zivilisierten Gewandes zu bewegen, das sich nebst Schuhen und Sonstigem in einem Kleiderack befand. Ein Haarkünstler vollendete, nicht ohne Aufwand geschwägiger Neugier, die Rückbildung des Löwenmenschen zum Gentleman. Seine Neugier nach dem Woher und Wieso blieb freilich ungestillt; sie errant in einem bösen Knurren des Entmähten. —

Follert war entschlossen, den Rückfahrer zu einem aufrichtigen Heimkehrer zu machen — oder ihn aufzugeben. Einen halben Mann, einen mürrischen Bereuer wollte er nicht in der Heimat abliefern. Also wurde er mit voller Absicht zum Versucher an seinem Robinson: er zeigte ihm die vielen hübschen Frauen von Kapstadt und schlug ihm vor, sich deren eine zu greifen und mit ihr auf die Insel zurückzufahren: dann habe er ja, was er wolle. — Erst als Wülfing erklärte, er denke gar nicht daran, seine Zukunft an irgendeines der hiesigen Weiber zu verplempern, vielmehr müsse er sich eine Frau aus Deutschland holen, — erst nach dieser einseitigen Erklärung war unser Follert beruhigt und belegte drei Schiffsplätze nach Hamburg auf dem nächstfälligen Woermann-Dampfer.

Am 20. Januar verließen sie Kapstadt.

Unter den Deutschen an Bord gab es nur ein Dauergespräch: die innerpolitische Lage im Reich. Fol-

tert und Tim erfuhren jetzt, was alles sich in Deutschland begeben hatte, während sie sich aus der Völkerverwelt herausbegeben hatten: die Novemberwahlen mit ihrem Rückschlag für Hitler; von Papens Rücktritt, von Schleichers Antritt; Intrigen und Krisen und quälende Spannungen; die Wahl im Lippeschen, die vor ein paar Tagen stattgefunden und Hitler einen bedeutsamen Sieg gebracht hatte.

Alle Welt an Bord war aufgeregt; die meisten Deutschen sprachen leidenschaftlich für Hitler, einige betrachteten ihn als erledigt, und keiner wußte, woran er war.

Follert empfand diese ganze, zehrende Unsicherheit und Spannung alles Deutschen, die sich auf dem engen Raum des Dampfers besonders heftig auswirkte, mit der trozigen Verbissenheit des S.A.-Mannes, der schon Schlimmeres durchgemacht hatte und inmitten all des aufgeregten Redens nur die Augen zu schließen brauchte, um das Bild seines Führers zu erschauen und ihm, wie stets, so auch heute bedingungslos zu vertrauen. Daß die deutsche Welterregung auch diesem treuen Kämpfer im Blute garte wie schwerer Wein, — wen will das verwundern? Er nahm sich unsern Tim beiseite und befahl ihm, von all den widerstreitenden Nachrichten aus Deutschland gegen Harro zu schweigen. Der Heimkehrer hätte ja doch nicht begriffen, warum es lehtens ging; das konnte ihn nur die Heimat selber lehren.

Wülfing hielt sich völlig von den Reisenden fern und mied jedes Gespräch mit Fremden. Den größten Teil der Tage und manche kühle Nachtstunde verholte er auf dem Vorschiff unter der Persenning; er schaute seinen künftigen Weg voraus und verschwie, was er dazu dachte. Da sich seine einzigartige Robinsonade an Bord herumgesprochen hatte, so versuchten viele Leute, sich an ihn heranzumachen; doch der getreue Follert wehrte alle Angriffe zudringlicher Neugier von seinem Freund ab und überließ es unserm Tim, sich als Robinson-Stellvertreter ausfragen, feiern und unter Alkohol setzen zu lassen. Tim fühlte sich denn auch in dieser Schlüsselstellung sehr wohl und rückte das entschwindende Gough-Island aus einer bengalischen Beleuchtung in die andere.

Doch dann ging ihm das Magnesium jählings aus, und zwar eines Abends, als der Dampfer sich auf der Höhe von Monrovia durchs Meerleuchten der heißen Äquatorzone nordwärts pflügte. Es entstand plötzlich ein Gerenne und Gerufe an Bord: die Reisenden drängten sich um einen frisch angeschlagenen Funkspruch;

Männer umarmten sich, Frauen weinten, Gläser klangen auf. Die Bordkapelle spielte das Deutschlandlied, spielte immer wieder das mitreißende Horst-Wessel-Lied. Die Deutschen sangen begeistert mit; die Ausländer machten große Augen: — Jubel, Glück, Verkürzung —!

Folkert lief aufs Vorschiff und rüttelte den Einsamen gewalttätig an der Schulter. „Harro!“ rief er, „Harro, denk doch: Hitler ist Reichskanzler geworden! Hindenburg hat ihn berufen! Freu dich, Kerl; jetzt wird alles gut!“

Doch der Kerl freute sich nicht. „Na also,“ sagte er; „dann habt ihr ja euern Willen. Was weiter?“

„Aber so begreif doch, Mensch —“ schrie Folkert aufgebracht: „das Volk, das deutsche Volk hat endlich gewonnen!“

„Das Volk? Bomoöglich die Mehrheit dieses deutschen Volkes? Das alte Elend im neuen Gewand.“

„Nein, nicht die Mehrheit, aber das Vertrauen des Volkes hat gewonnen, weil es an den Gläubern des Führers geglaubt hat!“

Der Robinson schwieg lange.

Schließlich sagte er, und in seiner Stimme schwang eine dunkle Vermunderung: „Vertrauen?? Glaube?? Gibt es das noch in der Welt der Vielen? Der Vielen?“

Als ob nicht alle Sterne des Himmels voll leuchtender Mahnung auf ihn herniederfunkelten. —!

Viertes Kapitel

Drei Wochen später sitzt Harro Wülffing — er ist vor zwölf Stunden in Hamburg mit den Freunden von Bord gegangen — im Privatkontor bei Ohm Termühlen. Schon geraume Zeit sitzt der Heimkehrer dem alten Herrn gegenüber, in dem gleichen altmodischen Sessel, in dem Folkert Jensen vor acht Monaten gesessen und der Verfügung gelauscht hat. — Jetzt hocken Folkert und Tim zwei Strahnen weiter in der Kneipe! Sie verschlingen Zeitungen, fragen alle Welt aus, holen Geschichte im Kleinen und Großen nach —!

„Sie sind glücklich, die beiden!“ sagt Harro ins Schweigen hinein. Er hat dem Ohm bereits in großen Zügen von den eigenen Schicksalen berichtet. — „Sie haben auch Grund dazu; denn sie sind aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt. Ich dagegen bin unglücklich, von meiner Inselheimat in die Menschenfremde ausgewandert zu sein. Du weißt nicht, wie dies Heimweh brennt! Nun steht mein Haus am Kessen, und keiner bewohnt es; nun sprudelt mein Quell, und keiner trinkt aus ihm! Meine Schafe gehen über die Weide, und keiner melkt sie; meine Bücher warten im Gemach, und keiner schlägt sie auf —!“

„Wer weiß: vielleicht wartet das alles auf einen neuen Robinson —?“

„Gottes großer Atem geht im Wind über meine Insel, und ich trinke ihn nicht; die hohe Sternenstille schwingt auf dem Rauschen der Brandung, und ich lausche ihr nicht! Meine drei Gräber schwelgen unter der Felswand, und ich hege sie nicht —“

„Hege sie in deinem Herzen, Harro, und überlaß es Gottes Wind, seiner Sonne und seinem Regen, die Blumen auf dem Hügel zu pflegen. Du gehörst dem Leben, mein Junge, und das Leben gehört dir!“

„Welches Leben? Das politische Leben in Deutschland? Das angeblich neue Leben —?“

„Alles deutsche Leben, Harro! Daß es ein ganz neues ist, gemessen am deutschen Dasein der letzten fünf-hundert Jahre, das kannst du Abseitiger freilich noch nicht erkannt haben. Du bist, ein anderer Odysseus, schlafend an den Strand von Ithaka gebracht worden, und beim Erwachen erkennst du deine Heimat nicht

wieder. Aber auch dir wird eine Pallas Athene erschellen; sie wird die Nebel zerstreuen, die dir jetzt noch das vertraute Gestade verhüllen, und dann wirst du dankbar den väterlichen Boden küssen, mein Junge!“

Der Heimkehrer schweigt ungläubig. — „Seit wann trägtst du das Hafenzkreuz am Rock, Ohm?“ fragt er, um etwas zu sagen.

„Seit 1930 — damals bin ich in die Partei eingetreten. Heute frage ich mich, warum ich es nicht schon viel früher getan habe; aber uns Juristen ist es nun einmal durch unsere Erziehung viel schwerer als anderen Menschen gemacht, uns für etwas Neues, Großes bedingungslos einzusehen: das Korpus juris hat uns schon in der Jugend die Unbefangenheit ausgetrieben, die der Mann braucht, um geistiger Kämpfer sein zu können; wir stecken voller Bedenken und Vorbehalte wie ein alter Aktenschrank voller Makulatur. Es erben sich Gesetz und Rechte — du weißt ja. Das Beste, was wir in unserm staubreichen Beruf erringen können, ist eine objektive Betrachtungsweise; sie aber lähmt unser Herz und nötigt den Kopf, immer das einerseits gegen das andererseits abzuwägen. Wo aber findest du unter uns ergrauten Semestern jene wahre Objektivität, die einen junggebliebenen Bekennermut in sich schließt? An einem Verkrusteten prallt Gottes Atem ab, mein Junge! Ich für mein Teil glaube wenigstens kein Formaljurist zu sein —“

„Was versteht ihr darunter?“

„Nun, Paragraphenschuster eben! Brillenköpfe, die nicht wahrhaben wollen, daß neben ihren Kompendien noch ein Recht besteht, das immer lebensnahe bleibt und sich in jedem neuen Geschlecht verjüngt, weil es niemals aufgeschrieben, aber stets beherzigt worden ist! Und aus diesem Volksrecht heraus gestaltet Hitler heute das Neue Reich: der deutsche Genius fühlt und denkt wieder in Jahrhunderten; ja er sucht ein Jahrtausend unserer Zukunft mit seinem Blick zu durchdringen, während die Zwerge, die ihn bisher niederhielten, immer nur bis ans Ende der Wahlperiode vorausspielten; denn dann hörten die Diäten auf, oder man ging eben in Pension.“

„Und du meinst, jener faule Zauber habe sich nun endgültig überlebt?“

„Er hat sich überlebt! Und für endgültig, dafür ist freilich eines nötig, daß jeder wertvolle Deutsche sich jetzt eingliedert! Wir Alten sterben ja absehbar weg, und auf die störrischen Böcke unter uns kommt es wirklich nicht mehr an, wohl aber auf die Jugend. Also auf dich, Harro, gerade auf dich!“

Der Robinson setzt das abweisende Gesicht auf. Warum gerade auf mich? fragt sein kühler Götterblick.

„Harro, einmal muß es gesagt sein: dein Weggang damals auf die ferne Insel war Flucht! Du hast dich dorthin in eine Verteidigungsstellung zurückgezogen; du warst auf die bloße Erhaltung deiner Art bedacht, anstatt auf den Angriff deiner Idee —!“

„Verkennung, Ohm! Ich ging auf die Insel, um später von ihr aus zum Angriff auf den überlebten Geist des Abendlandes überzugehen!“

„Angelesene Ideologie, mein Junge! Zu solchem Angriff braucht man Front oder Keil, zusammengefügt aus vielen Gleichgesinnten, aus den Besten! Die aber lassen sich nur aus der Mitte eines Volkstums gewinnen —“

„— und dieses Volkstum wollte ich züchten —“

„Wolltest du züchten, jawohl; aber mit Adelheids Tode war schon alles aus! So geht das eben nicht, — wenngleich der Inselplan deinem Germanenblut alle Ehre gemacht hat. Darf ich dir einen kleinen Vortrag halten?“

Harro nickte so nebenbei.

(Fortsetzung folgt)

Der Landstreicher

Von Felix Rohmer.

Es ist nicht der Wind, der die Gestalt des einsamen Wanderers krümmt und zusammenzieht. Nicht nur die peitschenden, scharfen Schneekristalle find es, die seine Augen tränen lassen. Und wenn sein Herz immer wilder, immer fürmlicher klofft, so nicht unter der Last des Schnees, der seine Schultern bedeckt.

„Herrgott — wie das schüttet!“ brummt der Mann. Und blätzt zum Himmel empor. Dorthin blickt er, wo der Himmel sein mühte. Aber von dem ist nichts zu sehen, und die Welt ist zu Ende fünf Schritt vor einem, fünf Schritt hinter der Stelle, auf der man eben steht.

Weit beugt der Mann sich vor, um dem Sturm besser Widerstand leisten zu können. Aber es hilft nicht viel. Der Wind hemmt der eiligen Füße Schritt, zwingt den Menschen immer wieder, stehen zu bleiben, Atem zu schöpfen, der leuchtenden Brust eine kleine Spanne Ruhe, Erholung zu gönnen.

Hat er dies getan, so muß er sich mühen, die Füße aus der lockeren Schneedecke herauszuheben. Die breitet sich um ihn wie ein Bahrtuch, ersticht alle Geräusche, das eine klagende Heulen des Windes ausgenommen. „Er hat's nicht verdient um mich“, denkt der Schreitende. Des Bauern, des kleinen Höfners gedenkt er, den er vor drei, vier Stunden verlassen hat. „Hat mich nicht fortgejagt mit seinem Hund, wie mir's so oft geschehen, wenn ich an eine Tür klopfte.“

Dankbar gedenkt er der Nahrung, die der andere ihm spendete. Wollte ihn sogar zu Nacht behalten. War ein guter Mensch — sah auch so aus, wie gute Menschen es sollen... Aber er konnt' ja nicht bleiben. Zuletzt schon gar nicht. Denn da war das Geld — nicht viel, nein. Sehr viel trotzdem für einen armen Schlucker und Landstreicher, der seit langem nicht vier, fünf Märker in seiner Hosentasche hatte klingen hören.

„Hätte der dumme Mensch es mir doch nicht oerriat“, dachte der Wanderer. Es war ja immer seine Meinung, daß Dummheit bestraft werden müsse. Der Bauer, der hatte die Lade aufgemacht, um ein Messer zu nehmen — und da lag das Geld. Ein Handariff genügte späterhin, da der Bauer in die Küche ging, um die paar Münzen verschwinden zu lassen — — —

Deshalb auch war er so schnell gegangen, als der Bauer zurückkam. Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Ob der andere wohl schon den Diebstahl gemerkt hatte? Eigentlich tut er ihm leid. Aber sich selbst tut er noch mehr leid. Und das Hemd ist einem nun mal näher als der Rock. Der Mann, einsam inmitten des wahnwitzigen Schneegestöbers, bleibt tief seufzend stehen. Schlägt mit der frostroten Hand an die Hosentasche — noch kimpert das Geld darin. Doch er wird des langentbehrten Klanges nicht recht froh. Der Bauer sah nicht so aus, als ob er viel zu verschulden hätte. Würde wohl so bald keinem Bettler Tor und Haus öffnen und ihm Brot geben, Speck und Butter und einen Korn. „Dieser Schnee, hört der denn nimmer auf?“ höhnt der Mann. Blickt sich um — ja, er steht hinter sich. Aber er kann nicht erkennen, woher er gekommen war. Der Schnee hatte die letzten Fußstapfen in den wenigen Sekunden des Berührens längst wieder glatt zugeweht.

Der Mann setzt aufseufzend seinen Fuß weiter. Es geht sich immer schwerer, immer mühseliger geht. Die Schneedecke wird von Minute zu Minute höher, auch der Weg scheint steil bergan zu führen.

„Ob er es schon gemerkt hat?“ denkt der Mann wieder. „Eine schöne Weihnachtsbescherung für den Bauern, ja.“

Bei diesem Wort Weihnacht überkommt es ihn seltsam. Des bestohlenen Bauern freundliches Gesicht schwebt vor ihm und läßt sich nicht verschweigen.

Etwas streift kalt und nah und unerwartet des Mannes barttöppeliges Gesicht. Er erschrickt heftig, sein Herz tut einen mächtigen Schlag. Ach so — nur ein Baum. Ein dick beschneiter Tannenzweig, der ihm ins Gesicht geschlagen hat. Und da noch einer und ein dritter. Das hier muß der Beginn eines Waldes sein. Sehen kann man ja fast gar nichts. Aber mein Gott, es lag doch gar kein Wald an dem Wege, den er gehen wollte! Wo ist er denn?

Plötzlich überfällt es ihn: „Du hast dich verirrt! Du bist hier ganz allein in dem ungeheuren Schneegestöber, und weißt nicht, wo du bist. Und wenn es dunkel wird, eh du herausgefunden hast, wenn deine Füße zu müde geworden sind, um dich weiter zu tragen? ... Wenn du hier irgendwo hinfällst, erfrierest, kraftlos, und einschliffst, dann... ja, dann mußt du erfrieren. Erfrieren mußt du dann! Sterben mußt du, ja!...“

„Hilfe!“ schreit der Mann, laut, wahnwitzig. Denn, nicht wahr, man will doch nicht sterben? Man stiehlt doch nicht seinem Mitmenschen ein paar Mark, nur um noch am selben Tag zu sterben? Man stiehlt doch, weil man leben will. Wild, mit blutunterlaufenen Augen blickt der Wanderer sich um. Jetzt, wo irrsinnige Furcht vor dem Tode sich ihm gesellt, merkt er, wie seine Kräfte schwinden. Er sinkt in die Knie. Er will beten. Vielleicht haben doch die anderen alle Recht und er allein hat Unrecht und es gibt einen Gott.

„Vater unser“, stottert der Mann. Stodt dann, macht eine lange Pause, erhebt sich endlich mühselig. Er kann nicht weiter — hat das Beten verlernt. Ja, verlernt hat er es!...

Er schreit wieder. Noch gellender jetzt. Lautschall lange, tubrüchtig. Keine Antwort. Aber da, als er es schon aufgeben will, hört er etwas. Ein Summen, ein Klingen.

„Glocken“ klistert der Mann. „Sie läuten den Christabend ein.“ Ganz nah ist der Ton, deutlich spürt man die Richtung, aus der er kommt. „Wo eine Kirche ist, ist auch ein Dorf“, denkt der Mann. Wunderbar rasch kommen die Kräfte zurück. Müttig schreitet er aus — — und dann ist er im Dorf. Der Schnee hat nachgelassen. Er sieht Häuser, merkwürdiger bekannt sehen sie aus. — Dasselbe Dorf ist's, dem er vor ein paar Stunden entwich.

Und kein Mensch weit und breit. Sind wohl alle in der Kirche. Jetzt steht er vor dem Haus des Bauern, der ihn vorhin bewirtete. Niemand ist darin — aber die Tür ist nur angelehnt.

Mit zwei Schritten ist er im Zimmer. Im fahlen Widerschein des Schneelichts draußen findet er die Tischlade, nimmt das Geld aus dem Hosensack, wirft es hinein.

Dann überfällt ihn Schwäche. Er sinkt am Tisch in einen Stuhl, schläft ein... Stimmengewirr weckt ihn auf. Da ist der Bauer und sein Weib ist da und die Magd.

Rot von der frischen Luft ist des Bauern heiter strahlendes Gesicht. „Ja“, poltert er, „wieder zurück? Das ist recht, Mann. In solchem Wetter soll man lieber das Obdach annehmen, wenn's einem so herzlich geboten wird. Zum Christfest ein Gast ist niemandem Last.“ Er lacht dröhnend, schickt die Magd in die Küche, für's Essen zu sorgen.

„Er weiß nichts“, denkt der andere, und ein Glück ist in ihm, eine nie gespürte Freude, daß er diesem da die Bitternis einer schweren Enttäuschung erspart hat, daß er hat gut machen dürfen, was er Uebles getan.

Das Baket

Skizze von Wolfgang Federau.

Das messingne Schild an der Tür, mit dem groß eingravierten Namen Walter Kriesel glänzte und schimmerte, als wäre es neu aus dem Laden gekommen, als hätte man es eben erst angeschraubt. So hatte Frau Kriesel es geschuert und gepuzt.

Dies Schild war eigentlich viel zu groß für die bescheidene Drei-Zimmerwohnung der beiden alten Leutchen. Es paßte gar nicht recht in dieses dürftige, schlecht gehaltene Miethaus; es sah fast ein wenig prozig aus. Damals, vor Jahren, als der Name zugleich den Inhaber einer angesehenen Firma bezeichnete, als man noch draußen in den Kolonnaden, dem vornehmsten Viertel der Stadt, wohnte, da hatte das Schild seinen Sinn gehabt. Das war sehr lange her.

Nun, man hatte sich damit abgefunden, hier zu leben, unauffällig, zurückgezogen. Man mußte sich einschränken. Von

Wielem hatte man sich trennen müssen, und es war ohne allzu große Erschütterungen gegangen. Das Türschild, das behielt man — ein Türschild braucht man. Oder soll man sich ein neues kaufen, nur weil dieses alte so aufreizend groß ist?

Blank war das Schild, blank und sauber wie die ganze Wohnung, schon jetzt, am frühen Nachmittag. Zu den Feterlagen mußte alles blitzen, zu Weihnachten vor allem. Und rechtzeitig hatte es zu geschehen, damit man den Heiligen Abend in Ruhe und Frieden verbringen konnte. Müde von der Arbeit und rechtschaffen froh über alles, was man geleistet.

Sie hatte das Arbeiten nicht verlernt, die alte Frau Kriesel. Jetzt setzte sie sich mit dem Strickstrumpf ins Wohnzimmer, wo der Mann bereits hockte, die Zeitung vor sich ausgebreitet, aus der Pfeife Rauchwölkchen hervorstößend.

Eine gute Weile war es sehr still zwischen den beiden. Und man hörte nichts weiter als das Klappern der Stricknadeln und das Knistern eines Zeitungsbattes.

Trotzdem verspürten Mann und Frau eine Unruhe — die eigene und die des anderen. Immer wieder, wenn Weihnachten vor der Tür stand, überfiel sie diese quälende Unruhe; und heute stärker noch als in früheren Jahren.

„Die Nachmittagspost ist auch schon durch,“ sagte Frau Kriesel Übergangslos. „Und...“ Sie schwieg wieder — aber der Strickstrumpf ruhte auf ihrem Schoß.

Nun hob auch der Mann die Augen von der Zeitung, sah seine Frau ernsthaft und ein bißchen vorwurfsvoll an. „Ja,“ sagte er, „diesmal ist es nichts mit dem Paket.“ Er lächelte dünn und ein bißchen traurig.

Die Frau nickte wortlos. Ja, auch sie hatte an das Paket gedacht.

Zu jedem Weihnachtsfest war es gekommen, pünktlich, seit langer langer Zeit. Als Absender stand da der Name eines bekannten, großstädtischen Versandgeschäfts, und das Paket enthielt viele gute Dinge, Lederbinden, die man sich von seinen schmal gewordenen Einkünften seit langem nicht mehr leisten konnte: zarten Lachs und Rebhühner, einen Kapaun einmal, Vikore und Krähne und Süßholzwursten und gute, aromatische Zigarren. Es war ein Klempnerpaket viele Pfund schwer, und ein Zettel lag darin: Besahnt Sonst nichts. Nicht ein Wort, nicht eine Silbe, die den Geber verraten konnte.

Trotzdem: man mußte wohl, wer der Stifter war. Obgleich die Firma jede Anfrage mit einem höflich-gewundenen Brief beantwortete, indem sie behauptete, den Auftraggeber nicht zu kennen. Das war natürlich eine Unge, eine ganz faule Ausrede. Aber was wollte man machen? Hier ließ sich nichts erzwingen.

Nun warteten die beiden Jahr für Jahr, wenn das Weihnachtsfest nahte, auf dies Paket. Nicht um der guten Sachen willen, die es enthielt, wirklich nicht. So gern man sie auch sah, natürlich. Aber das Paket, das war der einzige sichtbare Beweis dafür daß Hans, daß der Sohn noch lebte. Und daß es ihm gut ging. Denn hätte er anders ein so kostspieliges Geschenk schicken können?

Damals war er fortgegangen, im Zorn, dieser Sohn, nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Vater. Zwei harte Köpfe waren aufeinandergeprallt. Dem leidenschaftlichen Draufgängerium des Jungen hatte der Alte mit der Fähigkeit seiner Jahre, dem Gewicht all seiner Erfahrungen getrotzt. „Wer ist hier Herr in dem Geschäft?“ rief der Vater. „Du oder ich?“

„Du und ich,“ war des Sohnes herausfordernde Antwort gewesen.

„Wenn Dir das nicht paßt, daß einer zu befehlen hat und daß ich dieser eine bin,“ sagte der Vater, „dann kannst Du gehen. Aber über meine Schwelge kommst Du dann nicht mehr.“

„Gut also — dann gehe ich,“ hatte der Sohn gesagt. Und noch selbigen Tags seine Drohung wahr gemacht. Seitdem war er verschmunden. Kein so langer Gruß hatte die Eltern je erreicht. Nur das Paket kam, Jahr für Jahr, am Tage vor Weihnachten. Und man erriet leicht, von wem es kam.

„Niemand ist ihm was moßhaben,“ lautete die Frau. Sie nannte nicht den Namen des Sohnes, und auch ihr Mann tat es nicht. Sie saßen er, wenn sie von ihm sprachen, und dann wußten sie Bescheid.

„Anstößig“, erregte sich der Mann, und er suchte die Angst, die seit Stunden sein Herz hochschwerte, zurückzudrängen. „Anstößig — was soll ihm schon zugestochen sein. Er hat's eben mal ver-gessen — das kann doch vorkommen, nicht?“

Gewiß — das konnte schon mal vorkommen. Das Schlimme war bloß, daß beide nicht in das Vergessen glaubten. Der Mann nicht die Frau gewiß noch weniger.

Der Mann floh zurück in den Schutz seiner Zeitung. Er mochte nicht sehen, wie die Augen der Frau langsam feucht wurden. Mochte sich nicht daran erinnern, wie oft er schon den Auftritt von damals bereut hatte. Und daß manches Böse vielleicht abgemindert worden wäre, hätte er sich in seinem Geschäft die größere Beweglichkeit und Entschlußfähigkeit des Jungen erhalten.

In diesem Augenblick klang es. Ganz leise nur. Zaghast heinabe. Die Frau erschrock. Sie stand auf — so rasch es ihre alten, müden Füße zuließen. Schwerefüßig, zögernd folgte der Mann.

Draußen, vor der Tür, stand einer — man konnte ihn nicht deutlich sehen, da graues Dämmerlicht den Husfur füllte. Ein umfangreiches Paket stand neben ihm auf dem Fußboden.

„Ein Weihnachtspaket,“ sagte der Fremde heiser. „Es wäre mit der Post zu spät gekommen. Deshalb... ja, da bringe ich es denn schon selbst.“

Ganz still blieb es, Sekundenlang. Die beiden Alten schwiegen, als müßten sie dem Klang der Stimme nachschauen.

„Hans!“ sagte plötzlich die Mutter und warf sich schluchzend an die Brust des Besuchers.

Nicht weich werden — nicht weich werden! dachte der Alte. Endlich sagte er, und seine Stimme hatte einen merklich schneppernden, bleicheren Klang: „Das ist recht — sehr recht ist das. Es wäre ja auch kein richtiges Weihnachtsfest für mich — ohne das Paket!“

Büchertisch

Theodor Heinrich Mayer: Geld .. Geld! Roman, 474 Seiten. In Leinen gebunden RM. 4.80, Verlag Carl Fromme, Wien.

Theodor Heinrich Mayer, der 1884 in Wien geboren wurde, widmete sich zunächst als Magister dem Apothekerberuf. Auch Theodor Heinrich Mayer wandte sich später ganz der Schriftstelleret zu und hat sich von vornherein in der Literatur einen besonderen Platz erobert, da er sich die dichterische Behandlung der Beziehung zwischen Mensch und Maschine zum Thema nahm und so förmlich eine eigene Gattung schuf. Daneben führten ihn seine tiefen Erkenntnisse und seine reiche Darstellungsgabe zum vaterländischen Roman. Die auf etwa 15 Bände berechnete Romanreihe „Hundert Jahre Oesterreich“ bringt die Darstellung des österreichischen Schicksals der letzten hundert Jahre. In diese Reihe gehört der Roman „Geld .. Geld!“.

Der drängende, hastende Rhythmus, der in diesem Titel liegt, durchweht das ganze Buch. Noch niemals ist der Tanz um das Goldene Kalb, die dämonische Macht des Geldes über das Herz der Menschen mit solcher Eindringlichkeit geschildert worden. Es ist Theodor Heinrich Mayer unübertrefflich gelungen, aufzuzeigen, welche vielfältige Gestalt dieser Dämon annehmen kann und welche seelischen Verheerungen er selbst in den einfachsten Gemütern hervorgerufen vermag. 1873, im Jahre der Weltausstellung — nach der großen Stadterweiterung — wird die Bevölkerung Oesterreichs von einem krankhaften Spekulationsfieber ergriffen, bis schließlich das ganze Kartenhaus in sich zusammenbricht.

In dieses große Bild stellt Theodor Heinrich Mayer eine Fülle scharf gezeichneter Gestalten. Da gibt es alte gewiegte Spekulanten, Freibeuter des Geldwesens, die sich tollkühn in gewagte Abenteuer einlassen, um märchenhafte Reichtümer anzusammeln; Aelige, die ihr verlorenes Vermögen in dieser fremden Welt wiederzugewinnen suchen; kleine Leute, denen das verführerische Gold vollends den Kopf verwirrt. Auch die Welt der Liebe wird von der Macht des Geldes beherrscht und beeinflusst. Die Eröffnung der großen Weltausstellung durch Kaiser Franz Joseph ist in lebendigster Weise dargestellt und gibt Gelegenheit zu einer eindrucksvollen Schilderung der Figur des Bildhauers Herntorn, den damals schon geistige Unmachtung gefangenhielt. Im Mittelpunkt des Romans steht ein genialer junger Finanzmann, der, bereits vom Tode gezeichnet, die kurze Zeit, die ihm noch gegönnt ist, mit einer an Wahnsinn grenzenden Tollkühnheit zu einer Reihe von Spekulationen benützt.

Fröhliche Ecke

Beruf

Tell geht den ganzen Tag spazieren. Immer in Wien über den Opernring. Schon seit Jahren. „Immer noch ohne Stellung, Tell?“ „Wie? ohne Stellung?“ „Weil Sie immer spazieren gehen?“ „Ja bin,“ erwiderte Tell, „ich bin seit fünf Jahren Kassier bei einer großen Aktiengesellschaft.“ „Aber dann —?“ „Ich habe die Verteilung der Dividenden unter mir und wir haben seit fünf Jahren keine Dividenden ausgezahlt.“

Haar

Die Braut hatte Bedenken. „Wirst du mich auch lieben, wenn ich graues Haar haben werde?“ Der Bräutigam beteuerte: „Wie kannst du fragen? Ich habe dich doch auch geliebt, als du blondes, braunes, schwarzes und rotes Haar hattest.“

Studien

Es gibt auch heute noch Studien, die ewig währen. Der arme Vater sah betäubt. „Jetzt ist mein Sohn schon so alt, und muß nun noch acht Semester Medizin studieren, dann vier Semester Jus, dann sechs Semester Chemie und dann noch dies und dann noch das!“ „Und was ist er dann, wenn er ausstudiert hat?“ Der Vater seufzte: „Wahrscheinlich hundert Jahre.“